

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 57.

Samstag, den 6. Dezember.

1924.

Meister Wilhelmi.

Novelle von Georg Julius Peterien.

(Nachdruck verboten.)

Solange man denken konnte, hing das alte, von Wind und Wetter arg mitgenommene Schild an einer Stange vor dem kleinen, niederen Hause. Wenn der Wind durch die Gassen pfiff, wurde es wie eine erstarrte Fahne hin und her geschwenkt; dabei knarrte und kreischte es in dem Gestänge.

Auf dem Heimweg von der Schule, wenn die Jugend sich etwas mehr Zeit gönnte als auf dem Hinweg, der mitunter sehr eilig zurückgelegt werden mußte, bot dies klappernde, melancholisch schwankende Schild eine beliebte Gelegenheit, sich im Springen zu üben. So verstanden: Aus dem Ränzel wurde das Lineal herausgeholt. In der hochgehobenen Hand eines zehnjährigen Buben reichte es nicht ganz zu dem Schilde da oben, ein „Sprung von der Stelle“ aber ließ das Ziel dennoch erreichen. Ein dumpfer, nachschwingender Ton wurde laut, und schon stob die Schar mit Getöse auseinander — denn das war sicher: in diesem Augenblick zeigte sich hinter den verschmutzten Scheiben ein zorniges, böses Gesicht: Meister Wilhelmi.

Auf dem Schild stand sein voller Name: Paul Wilhelmi und darunter sein Beruf, der allen Einwohnern des Städtchens genugsam bekannt war: Schuhmachermeister. Zwischen Name und Berufsangabe aber klappte ein großer Raum. Erst bei genauerem Hinsehen gewährte das Auge einen aufgemalten Stiefel in natürlicher Größe; aber unter dem Einfluß der Witterung war er um allen Glanz gebracht.

Meister Wilhelmi war ein kleiner Mann, der nach dem Tode seiner Frau völlig allein hauste. Daher die blinden, ewig schmutzigen Scheiben, die fahlen Fensterbänke und die zerrissenen Vorhänge, die nicht einmal zu Pfingsten eine Reinigung erfuhren. Man erzählte sich merkwürdige Geschichten von ihm; was aber lauschenden Kinderohren unverständlich blieb, haben spätere Jahre nachgeholt und ins Licht des Verstehens gerückt. Die Geschichte ist rasch erzählt.

Meister Wilhelmi war vor vielen Jahren der erste Meister am Ort gewesen. Zuzeiten hatte er ein halbes Duzend Gesellen und bald ebenso viel Lehrlinge beschäftigt; denn seine Kundschaft fand sich nicht nur in der Stadt und unter den Landleuten, die wöchentlich dreimal zu Markt kamen, sondern er reiste auch. Auf allen Jahrmärkten der Provinz stand seine große Bude mit dem selbstgefertigten Schuhzeug, und der Ruf seines Namens war derart, daß er jedesmal mit leeren Kisten und einer gefüllten Geldtasche wieder zu Hause anlangte.

Sein zunehmender Wohlstand stieg ihm nicht zu Kopfe, dennoch besaß auch Meister Wilhelmi eine Passion: Seinen einzigen Sohn Ferdinand. Es stand für den Alten fest, daß der Junge sein Nachfolger werden müsse, aber in einem erweiterten, fabrikkartigen Betriebe. Der Vater nahm ihn in die Lehre, der Sohn wurde Geselle und ging in die Großstadt, wo er sich in einer modernen Werkstatt umsehen sollte, um dann den Vater zu entlasten.

Alles ging nach Wunsch. Aber eine gewisse leichte Art im Geldausgeben sah der Alte mit geschlossenen

Augen hinweg, und die Warnungen seiner Frau, die gewiß auch sehr an dem einzigen Kinde hing, beherzigte er so wenig, daß er seinem Sohn das Reisen auf die Märkte übertrug. Damit aber begann eine Tragödie, die sich mit unheimlicher Schnelligkeit entwickelte und einen fähen Abschluß nahm.

Der junge Wilhelmi hatte auf einem Jahrmarkt ein leichtes, loses Geschöpf kennen gelernt, das ihm Zeit, Geld und schließlich die Ehrbegriffe nahm. Der junge Mann ging allen Ernstes mit der Absicht um, das Mädchen mit dem bösen Leumund zu heiraten und den ehrbaren Eltern zuzuführen. Unnütz, zu fragen, ob der moralische Verfall des Sohnes auch durch andere Ursachen hätte herbeigeführt werden können, genug: es kam so weit. Ferdinand Wilhelmi vergriff sich nicht nur an der Kasse seines Vaters, die er auf den Jahrmärkten führte, sondern er bereicherte sich eines Nachts auch an dem Eigentum eines Budennachbarn, und diese Verfehlung brachte ihn trotz aller verzweifeltsten Bemühungen seines Vaters in Konflikt mit dem Gericht und darüber hinaus ins Gefängnis.

Und nun erbrachte er doch den Beweis, daß ihm Ehrbegriffe nicht ganz fremd waren, denn er kam nicht wieder. Ob er seinen Eltern einen Abschiedsbrief geschrieben und auch fernerhin mit ihnen Lebenszeichen ausgetauscht hat, ist nie bekannt geworden; auch in der Stadt selbst sah man ihn nicht wieder auftauchen. Erst nach einigen Jahren sierte es durch, daß Ferdinand Wilhelmi mit einem Schiff, auf dem er als Steward eine Stellung gefunden hatte, untergegangen war.

Das war die abgeschlossene Tragödie des Sohnes; aus ihr entwickelte sich die der Eltern. Die Mutter verward ihr Geschick nicht und starb nach wenigen Jahren; Meister Wilhelmi blieb allein zurück. Seine Lebenskraft war gebrochen. Das einstmal blühende Geschäft bröckelte ab; aus dem niedrigen Hause, das der Meister trotz seines Wohlstandes nicht aufgegeben hatte, und in dem es sonst von morgens bis abends gehämmert und geklopft hatte, vermischte sich nur der Klang eines einzigen Hammers mit dem des verwaschenen Schildes. Man sah den kleinen Mann sehr selten und eigentlich nur in der Dunkelheit mit einem Paar ausgebeßelter Stiefel durch die Straßen gehen — besser gesagt: traben. Dabei blickte er nicht rechts und nicht links. Er war menschenfeindlich geworden, zumal Kinder konnte er nicht leiden. Vielleicht rächten diese sich deshalb in ihrem Unverstand an ihm. Wenn sie mit dem Lineal das alte Schild zum Schwingen und Klingen brachten und, im Laufen rückwärts blickend, sein böses finsternes Gesicht am Fenster wahrten, erschien es ihnen wohl gar als eine gerechte Strafe für sein menschenfeindliches Verhalten. — — —

Rechts von dem hängenden Schilde befand sich die Eingangstür. Sie ließ sich nicht leicht öffnen; gehorchte sie endlich, dann gelte die Klingel, die an einem geschwungenen Stahlband oben befestigt war, mit bestäubendem Lärm durch die kleine Bordiele.

„Wer ist da?“

Ein zaghaftes Nähertreten, und dann ein Ausrich-

ten des Auftrages. Während der kurzen Zeit des Brüllens zweier reparaturbedürftiger Stiefel durch den Meister gingen die Augen voll heißer Neugier durch den unsauberen Raum. Ein Tisch, auf dem sich neben einigem Gerät ein Topf und ein schadhafter Teller fanden; der Handwerksstisch mit der großen, hell strahlenden Leuchtfluge; einige Stühle, die ebenso alt wie schmutzig waren. An den Wänden mit den zerrissenen Tapeten eine schnarrende Uhr und einige Eldrude: Napoleon an der Spitze seiner Generale, Blücher, der alte Kaiser und ein Reh im winterlichen Wald. Am Fenster nach der Hofseite aber hing in einem arg mitgenommenen Bauer ein Kanarienvogel, der trillernde Töne in das lastende Schweigen sandte; neben dem Ofen blinzelte eine getrigerte Kaze verlangend zu dem munteren Sänger hinauf.

„Übermorgen abend“, beendete diese sekunden-schnelle Prüfung des Gemachs die harte Stimme des Meisters. Dann aber, vor dem blitzgeschwinden Hinaus-eilen die peinliche Frag: „Warst du heute nicht auch unter der Bande, die den Unfug trieb?“

„Nein, nein, ganz gewiß nicht!“ Und man hatte gottlob nicht einmal gelogen, denn es war gestern gewesen!

„Na, ich meine doch, dich gesehen zu haben. Paßt mal auf, ihr Lummels, ich werde euch Respekt beibringen! Also übermorgen abend.“ Damit flogen die Stiefel auf einen Berg anderer.

Die Jahre gingen hin. Ein neues Geschlecht war im Heranblühen; das vergangene hatte sich zum Teil in alle Winde zerstreut, zum Teil sah es schon am eigenen Herd in der kleinen Stadt. Das verwachsene Schild vor dem Hause verlor den Rest der Farbe, zuletzt war nicht einmal mehr der Name zu lesen.

Die Gewohnheit der Jugend aber, es mit dem Lineal in Schwung zu versetzen, vererbte sich wie eine Überlieferung. Und auch der Meister blieb. Aber sein Haar war schlohweiß geworden, und sein Traben war ein mühsames Zudeln, ähnlich dem eines pflaster-müden Pferdes. Mit zunehmendem Alter hatte seine Scheu vor den Menschen noch zugenommen, und wenn die Kinder, in ein Spiel vertieft, zufällig vor Meister Wilhelmis Hause zusammenstanden, besannen sie sich sehr bald darauf, daß sie sich auf heißem Boden aufhielten und gingen nach rechts und links auseinander.

Eines Tages — es war im Bonnemonat — sah Meister Wilhelmis in seiner Werkstatt und hämmerte auf einen Stiefel. Die Fenster nach der Straßenseite waren wie immer geschlossen; nach der Hofseite aber stand die Tür weit offen. Ein Birnbaum rechte hier seine mit Blüten überfüllten Zweige; wie eine Riesenkrone beschattete er den Garten, der sich an der Seite eines ziemlich tiefgehenden Hinterbaues hingog, durch einen schmalen Gang von ihm getrennt. In diesem Bau hatten ehemals die Gesellen und Lehrlinge ihr Tagewerk vollbracht.

Der Kanarienvogel — ein anderer, als der von damals — hüpfte freiheitslüstern in seinem Bauer hin und her und liebäugelte mit den Späßen im Birnbaum; zwischendurch schmetterte er sein tägliches Lied. Auf der Schwelle, da wohin die Sonne den Weg durch die Blütenzweige gefunden hatte, hockte schläfrig die Kaze — auch eine andere, schneeweiße. Bum-bum, bum-bum! machte der Hammer. Meister Wilhelmis ließ sich durch Sonnenschein und Blumen Duft in seiner Arbeit nicht stören.

Plötzlich erhob er lauschend den Kopf. Eine Frauenstimme hatte gerufen: „Hierher, Hans! — Willst du wohl gleich kommen?“ Dann — in allernächster Nähe die Antwort: „Krieg mich mal, Mutti!“ Darauf ein Kinderlachen — und dann, etwas Unglaubliches geschah: in der Tür, aus der die Kaze durch einen Sprung ins Zimmer zurückwich, stand plötzlich ein Mensch, ein Kind allerdings nur; ein eben dreijähriges Bübchen mit einem Flachkopf und rosenroten Wangen. Die blauen Augen blickten verwundert in die zornigen des alten Mannes.

Diese gegenseitige Prüfung dauerte viele Sekunden, doch dann kam das Bübchen näher. Mit einem Lächeln,

einem Strahlen gleich, schritt es auf den abwartenden Meister zu und blieb vertraulich vor ihm stehen.

„Was machst du da?“ fragte es, die Hände hinter dem Rücken faltend. Und als keine Antwort erfolgte: „Ist das deine Kaze?“

„Ja“, lautete die Antwort, und sie klang so schroff wie möglich, „das ist meine Kaze. Und dies ist auch mein Haus; hier hat keiner was zu suchen.“

Dieser Hinweis war wohl nicht verstanden worden; jedenfalls schien er auf das Kind keinerlei Eindruck zu machen, denn die Hände griffen ohne weiteres nach dem Pfriem, um ihn als unbekanntes Spielzeug zu prüfen und vielleicht mit Beschlag zu belegen.

Das war zu toll. Der alte Meister riß den unentbehrlichen Gegenstand an sich und fuhr sich mit der Hand durch das schlohweiße Haar. Und dann hämmerte er wie toll darauf los.

Endlich machte er eine Pause. Den Hammer sinken lassend, betrachtete er das vor Vergnügen strahlende Gesicht des Jungen und stieß rauh hervor: „Wo kommst du eigentlich her?“

Ein kleiner Zeigefinger wies nach der Gartenseite. „Von da. Durch den Zaun bin ich gekrochen.“

„Durstest du das denn?“

Fortsetzung folgt.

Die Reichstagswahl.

Von Walter von Molo.

Da verschiedene Parteien sein müssen, da der Deutsche nun wieder zu wählen hat, so hat jeder die heilige Pflicht, zu wählen! Es wäre ein Rückfall gefährlicher Art, nun, weil die Mark wieder Mark ist, weil die „Wunder“, die das deutsche Kind in der Politik immer wieder und wieder erwartet, ausbleiben, hinter dem Ofen zu sitzen und zu schlafen, dann aber, nachher, zu schimpfen! Ich bin für Unzufriedenheit, sie allein bringt die Masse weiter, aber damit man unzufrieden sein darf, muß man erst durch die Tat anderes gewollt haben! Wer nicht wählt, ist pflichtlos, der Staat ist auch pflichtlos, der keinen Wahlmann einführt. Da sich der Deutsche jetzt „selber regiert“, muß jeder einzelne seine Pflicht erfüllen und zur Wahl gehen. Nur so zeigt sich wahrhaft die Volksmeinung! Ist das ein Deutscher, der verantwortungslos die Meinung seines Volkes verfälscht, bitt? Wer nicht wählt, verfälscht und verleumdet sein Volk! Wollt ihr das?

Wie Parteien getauft werden.

Die Farbenfrage spielt im diesmaligen Wahlkampf eine besondere Rolle, und der Kampf wogt zwischen Schwarz-Rot-Gold und Schwarz-Weiß-Rot hin und her. Bereits im Altertum haben politische Parteien Farben zu ihrem Merkmal ertoren, und zwar nahm im alten Rom diese Sitte ihren Ausgang von den Farben der Rennfahrer in den Zirkussen, die in grünen und blauen, in weißen und roten Farben auftraten. Das Publikum schied sich bald in Parteien, die für die einzelnen Farben eintraten, und da der Zirkus in der römischen Kaiserzeit eine große politische Bedeutung hatte, so spielten diese Zirkusfarben bald ihre Rolle im Staatsleben. Einmal standen die Grünen, dann wieder die Blauen auf der Seite des Kaisers. Die Bezeichnungen von „Schwarzen“ und „Roten“ sind uns ja allen bekannt; außerdem gab es noch die „Schwarzgelben“ und die „Schwarz-weißen“. Alle diese Farbensprache, die in unserem politischen Leben noch heute zum Teil Geltung haben, stammen aus der Paulstrasse in Frankfurt, wie ja überhaupt in dem Revolutionsjahr 1848 viele unserer Parteien zuerst getauft wurden. Die Bezeichnung der Parteien nach den Blüten, die heute allgemein gang und gäbe ist, kam in der Pariser Nationalversammlung von 1789 auf. Man bemerkte, daß die Mitglieder der Nationalversammlung, auch nachdem die Trennung der drei Stände aufgehoben war, sich in zwei Parteien teilten, und der Stuhl des Präsidenten bildete sozusagen die Grenzscheide zwischen ihnen. Nun hatten die „Patrioten“, die für das Weiterreiben der Revolution eintraten, die linke Seite eingenommen, während die Verteidiger des alten Regiments, die „Reaktionäre“, sich auf der rechten Seite sammelten. So erhielten die Anhänger des Neuen die Bezeichnung der Linken und die Vertreter des Alten die der Rechten. Als sich dann auf beiden Seiten noch extremere Richtungen bildeten, wurden die ganz links Stehenden als Männer des „Berges“, die ganz rechts Stehenden als Angehörige des „Summes“ benannt. Für die Freunde einer gemäßigten Richtung bildete sich der Begriff der Mitte, des „Zentrums“, heraus.

St sind Parteien nach der Kleidung getauft worden. So unterschied man in Schweden im 18. Jahrhundert die „Hüte“ und die „Mützen“, wobei die Hüte von Frankreich, die Mützen von England und Rußland unterstützt wurden. In Holland nannte man im 15. Jahrhundert die Aristokraten „Hods“, d. h. Angelhaken, und die Demokraten „Kabelhaus“. Die Hods trugen eine rote, die Kabelhaus eine graue Mütze, so

dah damals — sehr im Gegensatz zu der durch die französische Revolution eingeführten Bedeutung des Rots — die Konventionen diese Farbe für sich in Anspruch nahmen. Nach ihrer Kleidung wurden auch im Freiheitskampf der Niederländer die „Geulen“ getauft, die den Bettelad zum Abzeichen wählten und sich in schlechtes Mönchstuch kleideten. Von der Tracht kommt die Bezeichnung der „Rundköpfe“ während der englischen Revolution her, denn die Gegner Karls I. trugen, um von den stolzen Verächtern der „Kavaliers“ abzuweichen, rundgeschneittenen kurzen Kopfschmuck. Naturgemäß sind diese auffällig aufgenommenen Parteinamen manchmal recht schwer zu erklären. So kann man bis auf den heutigen Tag nicht genau angeben, wie die Namen der beiden Parteien, die bis zum Auftreten der Arbeiterpartei in England maßgebend waren, der Tories und Whigs, entstanden sind. Die Tories wurden so nach Räuberbanden benannt, die als Parteigänger Königs Karls I. Irland verwüsteten; man leitete den Namen her von dem Ausruf „Taar a ra“, d. h. „Komm, o König“. In dem Namen Whig soll ein schottisches Instrument Wabi stecken, das die schottischen Bauern beim Austreiben des Viehs spielten; andere wieder behaupten, das Wort bedeute „saure Milch“. Jedenfalls ist es ein schottischer Spitzname, der ums Jahr 1680 zuerst auf die Landknechte angewendet und dann im 18. Jahrhundert von den Liberalen übernommen wurde. Die aröken Parteien des deutschen Mittelalters, die Ghibellinen und Guelfen, führten ihre Bezeichnung nach der Burg der Hohenstaufen Wäbilingen, und nach dem die Hohenstaufen hauptsächlich bekämpfenden Geschlecht der welfischen Herzöge. Im 14. Jahrhundert spalteten sich dann die Guelfen in Weiße und Schwarze, die Ghibellinen in Grüne und Rötene. Der Name der französischen Hugonotten wird von den einen von dem Wort „Eugenois“, d. h. Eidgenossen, abgeleitet, da die Anhänger Calvins ja aus der Schweiz kamen, oder auch von dem Genfer Hugues, der das Haupt der reformierten Partei war. Auf eine merkwürdige Geschichte blüht die Parteibezeichnung der Ultramontanen zurück. Der Ausdruck kommt zuerst in der Musik vor, und zwar wurden die niederländischen Sänger, die sich im 15. Jahrhundert in Italien sehr hervortaten, Ultramontani genannt. Diese Bezeichnung ist dann erst im Kulturkampf auf die Katholiken übergegangen.

Einiges gegen die Wahlmüdigkeit.

Von Geheimrat Prof. Dr. Rudolf Eucken.

Wer ein Recht hat, der hat auch eine Pflicht; die Pflicht adelt den Menschen; wer gering von seiner Pflicht denkt, der denkt auch von sich selbst gering.

Der Nichtwähler handelt nicht nur pflichtwidrig, er handelt auch dumm. Denn er macht sich in seinem eigenen Interesse abhängig von Fremden und muß ihnen als Vorwand dienen.

Ein klägliches Wesen ist der Spieghbüraer, dem alles gleichgültig ist, was im gemeinamen Leben und Wesen vor geht. Ihm ist völlig gleichgültig, ob die wirtschaftliche Lage gedeiht oder nicht, ob Freiheit oder Unfreiheit in den politischen Verhältnissen herrscht, wie seine Kinder erzo gen werden, ob die Religion gefördert oder gehemmt wird usw. Er ist zufrieden, wenn er nur sein Bier und seine Bratwurst in Ruhe verzehren kann. Darf ein solches Faultier noch als ein Vernunftwesen gelten?

Die Wahlmüdigkeit ist keine gegebene Größe, sie läßt sich durch menschliche Kraft überwinden. In Thüringen wählten im September 1921 nur 60 Prozent bei den Landtagswahlen, zwei Jahre später, über 90 Prozent; es kommt nur darauf an, welche Energie an die Aufgabe gesetzt wird.

Wahlhumor.

Auch die ernstesten Dinge haben ihre lustige Seite, und so fehlt es denn auch bei den Wahlen nicht an komischen Vorfällen, von denen hier einige erzählt seien. Bibelschte Wähler haben nicht nur in den angelsächsischen Ländern, sondern auch bei uns ihre Anschauung durch Bibelsitate ausgedrückt. So war einmal auf einem Wahlzettel aufgeschrieben: „Jesajas 41. Vers 24“. Wer neugierig genug war, um die Stelle aufzusuchen, der fand die folgende unabweidende Erklärung: „Siehe, Ihr seid aus Nichts, und Euer Tun ist auch aus Nichts, und Euch wählen ist ein Greuel.“ Ein anderer Wahlzettel verwies auf Buch Esäer Vers 8 und damit auf den folgenden Spruch: „Und die Sonne ging auf, und es war heile, und die Glenden gewannen und brachten um die Stolz.“ In einem ländlichen Wahlkreis sollte eine große Versammlung stattfinden, für die mehrere hervorragende Redner gewonnen waren. Das Zentralwahlkomitee hatte sich an den Schulzen des Dorfes gewendet, er möge alles auf das Beste einrichten. Für würdigen Empfang der Redner war auch gesorgt, aber als die Versammlung beginnen sollte, waren nur die Redner und die Mitglieder des Komitees zur Stelle. Die auswärtigen Herren wunderten sich darüber und meinten, das Interesse für die Wahl sei keine ja sehr schwach zu sein, ob der Schulze denn nicht die Versammlung durch Zeitungen und Flugblätter gehörig bekannt gemacht habe. Da aber schüttelte

der Schulze überlegen seinen Westfalenschädel und sagte schmunzelnd: „Nee, nee, dat wollen wi so arabe nich. Wi hew't de Sake heimlich hollen, domet de Geeners keinen Riter davan kriegen sollen.“ Ein andermal, auch in Westfalen, sollte der Versammlungsleiter, ein bieterer Landwirt, den Kandidaten einführen. „Verehrte Parteifreunde“, sagte er, „wir haben heute einen hochverehrten Gast in unserer Mitte, der aus weiter Ferne herbeigeeilt ist, um durch die Bucht seiner Beredsamkeit Schulter an Schulter mit uns den Sieg zu erringen. Die Nennung seines bloßen Namens hat schon genügt, um den Saal bis auf den letzten Platz zu füllen. Denn wer sollte ihn nicht kennen, den großen Parlamentarier, unseren lieben Abgeordneten.“ Dann trat eine peinliche Pause ein, und man hörte, wie der Redner seinem Nebenmann argstvoll, aber weit vernehmlich auflüsterte: „Tom Dunnerfiel, Hinnerk, wu heit he denn egentlied noch.“ Schlagfertig war die Antwort eines Kandidaten, dem ein Störenfried in der Versammlung zurief: „Ich würde Sie ja wählen, wenn Sie nicht so ein Narr wären“, worauf der andere erwiderte: „Dann bin ich ja gerade der rechte Kandidat, um Sie im Parlament zu vertreten.“ Als noch die Stimmzettel von den vor dem Wahllokal stehenden Vertretern der einzelnen Parteien verteilt wurden, stellte einmal ein Mitglied des Wahlkomitees einen zuverlässigen, aber nicht gerade sehr schlauen Mann mit einem großen Vafel Stimmzettel auf, die er zur Verteilung bringen sollte. Als er nach einiger Zeit nachab, fand er den Zettelverteiler, aber mit leeren Händen dastehend. Über die lebhafteste Wahlbeteiligung erlaut, fragte er ob er schon alle Zettel verteilt habe. „Ach, das hatte ich gar nicht nötig“, sagte der andere zufrieden. „Einer hat sie mir alle auf einmal für drei Mark abgekauft.“ Recht besahnt war der Zufall, der unter ein Wahlplakat mit der Aufschrift: „Wählt unseren Kandidaten! Wir sind die wahre Partei des Volkes!“ den Anfang einer Varietés-Anzeige brachte: „Stets wechselndes Programm! Es ist zum Totlachen!“

Wahlpflicht.

Wer die Wahl hat, hat die Qual —
Das erfindet sich wohl ein Wicht.
Anders klang's, was bazumal
Solon seinem Volk befaß:
Wer die Wahl hat, hat die Pflicht!

R. B.

Sonntagsmelancholie.

Von Oskar A. S. Schmitz.

Oskar A. S. Schmitz, der feinsinnige Essayist und Kulturpsychologe, veröffentlicht bei Georg Müller in München unter dem Titel „Die Geister des Hauses“ seine Jugenderinnerungen, die einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung der Kinderseele überhaupt und zugleich sehr gezeichnete Kulturbilder bieten. Ein kleiner Abschnitt, der eine wenig beachtete, aber von vielen erlebte Stimmung analysiert, sei hier wiedergegeben. (Die Schriftl.)

Viele Menschen leiden an einer ganz besonderen Sonntagsmelancholie. Auch ich habe bis in meine reifen Jahre damit zu tun gehabt und möchte nicht verschweigen, daß sie nicht gelegentlich noch einmal wiederkommen kann. Während manche sich von selbst gar nicht bemerkt werden, welcher Wochentag gerade ist — ich habe diesen Zustand nur auf hoher See erlebt — hat für andere jeder Tag seine eigene Stimmung. Die meisten ziehen die Tage gegen das Wochenende vor, der Samstag wird als Vorabend des Sonntags besonders geliebt, hauptsächlich der Nachmittag und Abend, dann folgt der herrliche Sonntagmorgen. Sofort nach dem Mittagessen jedoch beginnt die Kurve der Freude, zunächst kaum merklich, zu sinken, um gegen die Dämmerstunde in jene ausgebrochene Sonntagsmelancholie zu fallen. So wird der Sonntagnachmittag, der den Höhepunkt der Freude bezeichnen sollte, in sein Gegenteil verkehrt, aber nichtsdestoweniger bildet sich dieselbe Kurve mit derselben Enttäuschung in der nächsten Woche von neuem. Dies kann durch ein ganzes Leben sich zwei, drei, viertausendmal wiederholen. Es wäre leicht begreiflich bei Menschen, die durch den Zwang ihres Berufes auf den Sonntag angewiesen sind, in ihm aber keine hinreichende Entschädigung für die Wochenplage finden, aber gerade diese Menschen sind selten Sonntagsmelancholiker, denn ihnen bietet der Sonntag mit Sicherheit zwei große Güter: Ruhe und Abwechslung gegenüber dem Alltag. Gerade die, welche frei sind, sich ihre Tätigkeit einzuteilen, wie sie wollen, leiden am meisten unter der Sonntagsmelancholie. Sie geht zweifellos auf frühe Kindheits-erlebnisse enttäuschender Natur zurück. Der Sonntag wird als ein überbleibsel des sorglosen Kindheitsparadieses empfunden, und primitiven Menschen vermag er auch leicht einen Nachschmack davon zu bieten; auch sie werden nicht leicht Sonntagsmelancholiker sein, sondern in den ihnen zugänglichen Sonntagsfreuden ihr Genügen finden. Anders die, welche der Sonntag eben wegen seiner Bedeutung als Freudentag erst recht empfinden läßt, was für eine freudlose Welt sie im Grund gegen das Paradies ihrer Kindheit eingetauscht, eine Talsache, mit der sie sich in der Beweatheit des Alltags längst abgefunden haben. Am Sonntag aber drängt in uns alles das Kind hervor, das spielfreudige oder das seiner Spiele beraubte Kind.



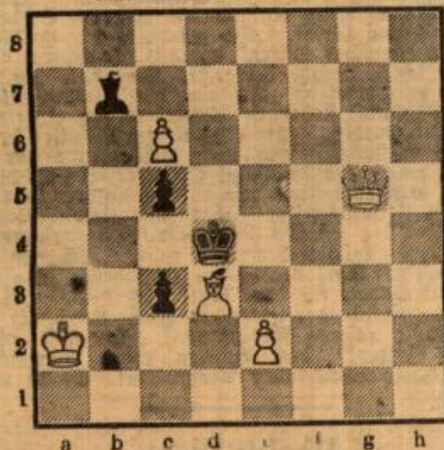
Schach



Bearbeitet von R. Wedesweiller.

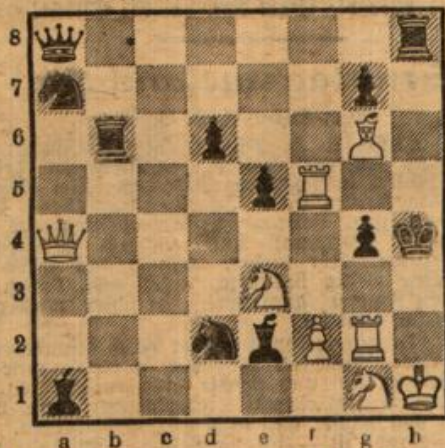
Weihnachts-Schachnüsse I.

586. I. R. Dawson-U. St.



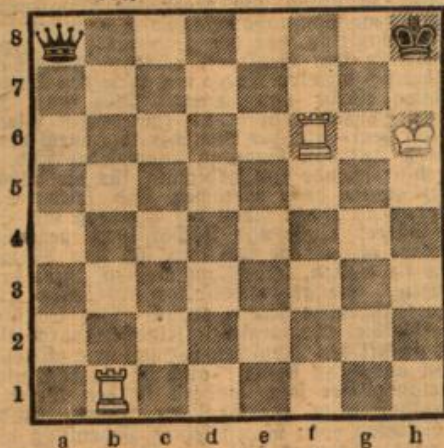
Weiß: Ka2, Dg5, Ld3, Bc6, e2; Schwarz: Kd4, Lb7, Bc5, c5.
Matt in 3 Zügen

587. v. Marin-Barcelona.



Weiß: Kh1, Da4, Tf5, g2, Lg6, Sc3, g1, Bf2.
Schwarz: Kh4, Da8, Tb6, h8, Lal e2, Sa7, d2, Bd6, e5, g4, g7.
Matt in 2 Zügen

588. A. Rinck-Barcelona.



Weiß: Kh6, fbl, f6. Schwarz: Kh8, Da8.
Weiß am Zuge gewinnt.

Ueber die amstagnummern verteilen sich die dies-jährigen Weihnachts-Schachnüsse. Das normale Schachproblem herrscht dabei vor doch sollen auch die Freunde des Endspiels Gelegenheit haben sich an dem Lösungsturnier zu beteiligen. Die Lösungen der einzelnen Aufgaben werden nach Punkten bewertet: wer die Hälfte der Gesamtpunktzahl erreicht, kann mit einem Buchpreis bedacht werden, dank dem weitgehenden freundlichen Entgegenkommen des Tagblatt-Verlages. Letzter Einsendungstermin: 3. Januar 1925; Aufschrift: Weihnachts-Schachnüsse, Wiesbadener Tagblatt — 586 = 3, 587 = 2, 588 = 4 Punkte.

Lösungen.

580. 1. Sc7, Lxd6; 2. Dc8; 3. De6#. 1. ... Sx5; 2. Sc4+; 3. Db1#. 1. ... Kxd6; 2. Sa8+; 3. Sb6#. 1. ... a2; 2. Db2+, 3. Dh2#. 1. ... S; 2. Sf7+; 3. Db1#. — 581. 1. Sh3, Dh2 wird K; 2. Dg1#. 1. ... Lh6 K; 2. f8 D#. 1. ... Lxd3 K; 2. Sf2#. — 582. 1. ... Th4+; 2. Sxh4, g4#. — Löserliste: Die Herren F. S. (alles), M. N. (581, 582), H. L. (579, 582).

Briefkasten Herrn F. T. Für Ihre Wünsche und Zwecke wird immer noch der handliche „Dufresne“ der billigste und wohl auch beste Führer sein. Die Gutmayer-schen Schachlehrbücher sind doch zu absonderlich als daß man sie ernsthaft empfehlen könnte. — Herrn J. J. P.: Herr F. S. teilt mit, daß Nr 572 nicht nebenlöslich ist. 1. Dc4 scheitert! ... Sf6!



Rätsel



obtem „Der Lebkuchen“



Kapsel-Rätsel

Bohrer, Renner, Bräthe, Flotow, Runzel, Edwin, Speise, Unfug, Briese, Saurier, Rotdorn, Barbier, Spalier, Rebe, Speer, Spinne.

Jedem der vorstehenden Wörter sind zwei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen welche aneinandergereiht ein Sprichwort ergeben

Silbeneinsatz-Rätsel

Nachstehende Silben sind die ersten und dritten Silben von acht dreisilbigen Wörtern mit gemeinsamer Mittelsilbe. Wie heißt dieselbe und wie heißen die Wörter:

ba, beul, bin, blatt, brand, gru, herd, hil, hopf mark, mo, ort, ra, tra, wie, wort.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 277

Bilder-Rätsel: Glatte Worte sind ein Deckel der Unwahrheit. — Wandel-Rätsel: Hand, Hans, Haus, Maus, Muß, Fuß. — Versteck-Rätsel: Emanuel Geibel.

Richtige Lösungen sandten ein: K. Dörner, Edgar Schloyer, Irngard u. Walter Wirbelauer, sämtlich von Wiesbaden; Otto Prückel von Hahn i. T.